

Wenn die Liebe hinfällt, wo sie nicht geduldet wird

Zölibat Bekommen theologisches Format und geistlicher Lebensentwurf nur Gewicht, wenn man ausschliesslich Gott liebt?

VON ELKE PAHUD DE MORTANGES

Es ist ein heisses Eisen. Mehr noch: Es ist ein Tabu. Weil nicht sein kann, was nicht sein darf. Und es ist ein Thema, über das nicht nur die offiziellen Kirchenvertreter, sondern auch die Theologen nicht so gerne öffentlich reden. Weil sie, so die nicht ganz unbegründete Sorge, fürchten, damit Wasser auf die Mühlen der Verächter der Religion und namentlich der katholischen Kirche zu leiten. Weil sie aber auch fürchten müssen, selber ins kirchliche Zwielficht zu geraten und als Nestbeschmutzer stigmatisiert zu werden. Die Rede ist vom Zölibat. Und von dem, was passiert, wenn im Leben eines dem Zölibat verpflichteten katholischen Priesters oder eines Ordensmanns etwas Platz greift, was zu einer Beziehungswirklichkeit wird. Einer, die sich nicht allein auf ein göttliches, sondern auch ein menschliches Du hin weitet. Kirchenrechtlich ist die Sache klar: verboten. Auch das moralische Verdikt ist schnell gesprochen. Es wiegt schwer: Versagen. Denn womit in der Welt des kreativen Schaffens zumindest gerechnet wird, das wird in christlich-kirchlichen Kontexten zum menschlichen Makel und zum moralischen Debakel: dass die Passion für ein Werk und die Hingabe an eine Sache sich bisweilen mit der Passion für eine Person untrennbar vermischen.

DER ORDENSMANN Franz von Sales (1572–1641), seines Zeichens expatriierter, katholischer Bischof von Genf in den wirren Zeiten der Gegenreformation, hat das Platzgreifen einer solchen Beziehungswirklichkeit in Hunderten von Briefen an die verwitwete Baronin und Mutter von vier Kindern, **Johanna Franziska von Chantal (1572–1641)**, immer wieder aufs Neue ins Wort gebracht. Es ist ei-

Womit in der Welt kreativen Schaffens gerechnet wird, ist in der kirchlichen Welt ein Debakel.

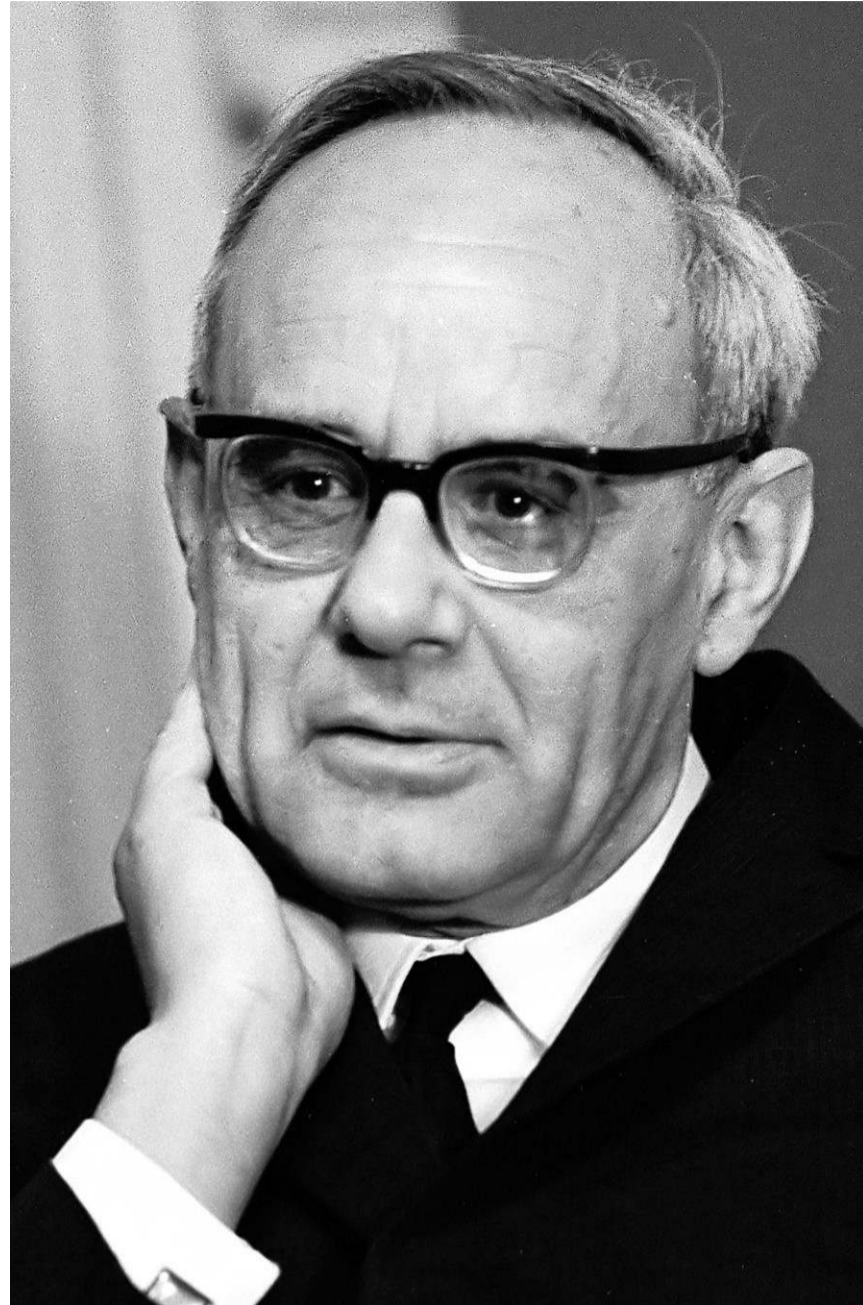
ne Wirklichkeit, die – so schreibt er ihr – «wie Tau» ist, «der still und sacht mein Herz benetzt». Eine Wirklichkeit, die Liebe zu nennen er sich nicht scheut. Und von der er nachgerade übermannt worden zu sein scheint. Anfangs, so bekennt er, sei seine Liebe nicht so sanft gewesen wie jetzt, zwei Jahre nach ihrem ersten Zusammentreffen, «wo sie unendlich stark geworden ist und, wie mir scheint, immer stärker wird, wenn auch ohne Erschütterung und Ungestüm. Das ist zu viel gesagt über eine Sache, über die ich gar nichts sagen wollte.» Eine Wirklichkeit, über die zu wundern er nicht müde wird. Staunen und Erschrecken über das, was sich ihnen da zuschickt, ist gleichermaßen gross. «O Gott, warum sage ich Ihnen dies alles? Weil mein Herz weit wird und ohne Grenzen, wenn es mit dem Ihren ist. (...) Ich bin für Sie, was Gott weiss.»

AUCH ANDERE PAARE der christlichen Frömmigkeitsgeschichte haben die Erfahrung gemacht, dass das Herz weit und ohne Grenzen wird. Sie aufzuzählen, kommt beinahe einem «Namedropping» aus dem katholischen «Who's who» gleich. Die Geschichten dieser Paare führen durch verschiedenste geografische Zeiträume und geistliche Glaubenswelten. Die Wegespur so manch eines Paares hat sich lebenslang verbunden, die anderer hat sich nach nur kurzer Zeit wieder getrennt. Der Jesuitenpater und Theologieprofessor **Karl Rahner (1904–1984)** und die Schriftstellerin **Luise Rinser (1911–2002)** sind in den Sechzigerjahren des 20. Jahrhunderts nur ein kurzes Stück Weg in Innsbruck und Rom



Luise Rinser, Schriftstellerin.

HERMANN J. KNIPPERTZ/KEYSTONE



Karl Rahner, Professor der Theologie und Jesuitenpater.

ARCHIVES CIRIC

miteinander gegangen. Rinser war tief beeindruckt vom geistigen Format des Jesuiten. Dass der «grosse Karl Rahner», «der fleischgewordene, höchste geistige Anspruch» ihr «so bestürzend-beglückend nah» ist, schüchtern sie gleichermaßen ein, wie es sie stolz machte. «Wer's mit Dir hält, so wird sie ihm später schreiben, «wer es wagt, sich mit Dir einzulassen, der wagt etwas Grosses. So nimm also meine Hand und führe mich. Wenn nötig, mit männlicher Gewalt.» Ein andermal sitzt sie stauend da und fragt sich und ihn, wie es denn sein könne, «dass der grosse Karl Rahner (...) mich gern hat, mir Freund ist, Partner, ich weiss nicht was alles. Was bin ich denn, dass Gott mir diesen Menschen gab. (...) Wie sehr vertraut ER mir, dass Er mir diesen Karl Rahner, seinen Liebling, gab als Weggefährten zu beiderseitigem Heile.» Die Gratwanderung, auf die Rinser und Rahner sich begaben, sollte nach sechs Jahren tragisch enden. Es wird von Verletzungen und von Verrat die Rede sein. Nicht zuletzt deshalb, weil noch ein Dritter im Spiel war. Auch ein Ordensmann, dem Rinser den Vorzug gab.

DIE WEGSPUREN des aus Luzern stammenden Jesuiten und Theologen **Hans Urs von Balthasar (1905–1988)** und der in zweiter Ehe verheirateten Ärztin und Mystikerin **Adrienne von Speyr (1902–1967)** haben sich 1940 in Basel, der Stadt am Rheinknie, bleibend verbunden. Mehr noch: Sie sind so fruchtbar verschmolzen, dass daraus – wie sie es zu nennen pflegten – ihr «Kind» hervorging; das noch heute existierende Säkularinstitut der Johannesgemeinschaft. Unter der Ägide des zu Recht als Universalgenie geltenden Germanisten und Theologen, der die weiten Räume der Kunst, Literatur und Musik bewohnte, konvertierte Adrienne von Speyr zum Katholizismus. Doch bald wurde aus dem Führer ein Geführter. Balthasar liess sich von der Ärztin mit in die Welt der mystischen Erfahrung,

der Visionen und charismatischen Begabung nehmen. Fasziniert stellte er sich fortan ganz in den Dienst ihrer Begabung. Er lieh ihr sein Ohr, seinen theologischen Sachverstand und seine Feder. Ab Mai 1944 sass er für viele Jahre nahezu täglich an ihrer Seite und machte sich in grosser Devotion zum Notar ihrer inneren Passionen. Im Jesuitenorden war man darüber alles andere als glücklich. Man stellte Balthasar vor die Wahl. Er wählte den Auftrag, der ihn mit Adrienne von Speyr verband.

OB KURZES INTERMEZZO, tragisches Scheitern oder bleibende Weggefährtschaft – gemeinsam ist diesen Paaren der christlichen Frömmigkeitsgeschichte, dass sie Anstoss erreg(t)en. Namentlich bei denen, die glaub(t)en, dass ihr theologisches Format und ihr geistlicher Lebensentwurf sein Gewicht und seine Bedeutung allein daraus beziehen, dass sie nur und ausschliesslich Gott liebten. Anstoss daran nahmen nicht nur andere. Auch den Paaren selber war das, was ihnen da geschah und was sich (auch) in ihren Briefen ausdrückt, fast ungeheuer. Gross ist ihr

Auch den Paaren selber war das, was ihnen da geschah, fast ungeheuer.

Erschrecken über die sich einstellende Vertrautheit, über Töne intimer Herzlichkeit und über die Dämme, die kein Halten mehr kennen. Sie und ihre Nachlassverwalter glaubten aber, es ihrem guten Ruf und kirchlichen Ansehen schuldig zu sein, einzelne Briefe, ja ganze Briefsammlungen aus mehreren Jahrzehnten wegzusperren, zu bereinigen oder gar eigenhändig zu verbrennen.

DOCH AUCH NOCH DAS, was erhalten ist, ist viel. Es spricht von der Scham und der Beschämung, die

nicht nur im Scheitern, sondern mehr noch im Gelingen liegt.

Nicht nur die Missbrauchsskandale haben den Zölibat in die Schlagzeilen gebracht, sondern auch das Theologen-Memorandum vom Frühjahr 2011, das auch von katholischen Theologieprofessoren an Schweizer Universitäten unterzeichnet wurde. Letztlich zeichnen sich in der gegenwärtigen Diskussion zwei Lager ab. Die einen, darunter so prominente Köpfe wie der Basler Bischof Felix Gmür, der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz Erzbischof Robert Zollitsch oder die deutsche Bildungsministerin Annette Schavan, erlauben sich zumindest darüber nachzudenken, ob der Priesterstand wirklich zwingend und theologisch notwendig mit dem Pflicht-Zölibat verbunden ist bzw. bleiben muss. Andere, darunter der «Spiegel»-Redaktor Matthias Matussek, stilisieren den Zölibat nachgerade zu «dem» bleibenden Unterscheidungsmerkmal der katholischen Kirche schlechthin gegenüber den evangelischen Kirchen. Einzelne gehen noch weiter: «Wo der Glaube stirbt, stirbt auch die Enthaltensamkeit.» Die «grossen Häresien und Abfallbewegungen» – genannt werden Protestanten, Calvinisten, Zwingliane und Anglikane – hätten, so das vernichtende Urteil, alle ihren Auftakt mit der Aufgabe des Zölibats genommen.

ES WAR NICHT LEICHTFERTIGKEIT, die den Reformator und ehemaligen Augustinermönch Martin Luther dazu bewegte, nach kurzem Zögern den theologischen Abschied vom ehelosen Leben von Priestern und Ordensleuten einzuläuten. Es war auch nicht persönliche Neigung. Zur Ehe hat es Luther nicht gedrängt. Noch zwei Monate vor seiner Heirat mit Katharina von Bora schrieb er im April 1525 seinem Freund Spalatin, er möge sich nicht darüber wundern, «dass es mich nicht zur Heirat zieht». Dem Werben seiner (zukünftigen) Frau und dem Drängen seiner Freunde, die Wahrheit seiner Lehre durch

«eine beherzte Tat zu bekräftigen», gab Luther nach. Er willigte schliesslich ein «zum Exempel vorherzutreten (...) und sollt's nicht weiter denn eine verlobte Josephsehe sein». Es wurde, die Geschichte hat es gezeigt, keine Josephsehe. Sechs Kinder brachte seine Frau, die ehemalige Zisterziensernonne Katharina, zur Welt. Kaum war er verheiratet, brachten die katholischen Widersacher Luthers Spottverse und Schmähdgedichte in Umlauf, um die Ehe zwischen dem ehemaligen Mönch und der entsprungenen Nonne als Sakrileg zu geisseln. Das böse Wort von der Mönchshure machte die Runde.

UND HEUTE? Getuschel und Gerede hinter vorgehaltener Hand oder ganz öffentlich, all das gibt es auch heute, wo es Beziehungswirklichkeiten gibt, die es so eigentlich nicht geben dürfte. Einfach das auf der Linie der antiprotestantischen Polemik des 16. Jahrhunderts liegende Mantra herzubeten, das Zölibat sei kein Problem der Kirche als Ganzer, sondern nur der menschliche Makel einzelner «Gefallener» und «Glaubensabtrünniger», ist billig. Zu billig, gibt es doch vor, die allein gültige katholische Antwort auf die Frage zu kennen: Kommen im Zölibat das Wesen und das Zentrum des Katholischen und seines Priesterstandes schlechthin zum Ausdruck? Ist diese Antwort aber wirklich die einzig mögliche, will man katholisch bleiben? Noch hat Rom seinen Theologen nicht verboten, darüber zu diskutieren. Es braucht dazu allerdings etwas Mut. Auch derer, die im Glashaus sitzen.



Elke Pahud de Mortanges, Dr. theol., ist ausserplanmässige Professorin für Dogmatik und Dogmengeschichte an der

Fakultät für katholische Theologie der Universität Freiburg i. Br. – Neu erschienen: Unheilige Paare. Liebesgeschichten, die keine sein durften. München 2011.